

(Nachdruck verboten.)

64)

Andreas Vöft.

Bauernroman von Ludwig Thoma,
18. Kapitel.

Am Gründonnerstag kamen drei lustige Soldaten ins Dorf. Der Zwerger Jadel und ein Knecht vom Lochmann und dem Schuller sei Veltsefer.

Sie marschierten singend die Rußbacher Straße herein, und wenn ihnen ein Mädel in den Weg kam, schrien sie ihm feste Worte zu, wie man sie beim Militär lernt. Beim Zwerger nahmen sie kurzen Abschied voneinander, und der Schuller Sepp ging im Geschwindschritt heim. Als er nahe am elterlichen Hause war, dachte er, es wäre ein guter Spaß, wenn er seine Leute überrasche. Er schlich um den Stadel herum und schaute zur Küche hinein. Die Mutter stand drinnen am Herd und färbte Ostereier, rote und gelbe. Sie nahm sie vorsichtig aus der Pfanne und legte sie in eine Schüssel.

Da klopfte der Sepp ans Fenster, und sie fuhr erschrocken zusammen.

„Jessaß, aber Du hocht mi derschreckt!“

Er lachte, daß man alle Zähne sah.

„Servus! Da kumm i g'rad recht zu die Osteroar. Gib no glei a paar her, Muatta!“

„Geh no z'ersch ganz eina und sag mir Grüß Gott!“

„Ja, was moanst denn, wie 'r i Kohldampf schiab!“

„Daß Di amal o'schaug'n mit der Uniform! Broater bißht wor'n.“

„Dös kimmt vom G'wehr schmied'n; dös treibt oan ausanander.“

Die Schullerin sah mit rechter Zufriedenheit auf ihren Sohn. Er war um ein wenig kleiner als der Vater, aber seine Schultern waren breiter, und wie ihm die bligblaue Uniform prall ansah, war er ein Bild von derber Kraft. Und das frische, feste Wesen stand ihm gut.

„Seh gib ma glei a paar Osteroar, weil i's so guat troffen hab'“, wiederholte er.

„Muacht denn Du g'farbte hamme? De g'hören zu der Weich.“

„So lang' kann i net wart'n. I friß de mein un g'weicht.“

„Da nimm da halt oa!“

Sie schob ihm die Schüssel hin und er holte sich etliche heraus.

„Wie lang' hast denn Urlaub, Sepp?“

„Sieb'n Tag. Am Mittwoch muach i wieder ei'passier'n.“

Er kaute mit vollen Backen.

„Wo is denn der Bata?“ fragte er.

„Er is it dahoam.“

„Was? Er werd do it arbet'n an die Kartäg?“

„Na, er is zum Haberschnneider umi. Da Herr Mang is do g'wen, und nacha san's mitanand furt.“

„O mei, was da scho wieder geb'n werd!“ setzte sie hinzu. Sepp überhörte ihren Seufzer. Er klopfte ein Ei an der Tischkante auf.

„Und d' Urschula? Daß Dir de it hilft?“

„Sie is beim Kind droben.“

Sepp tauchte das Ei ins Salz und schob es in den Mund.

„Ah so!“ sagte er. „Da hon i jekt gar it dro denkt. Des werd's an schön' Verdruch g'habt hamme?“

„Es is net der oanzige g'wen, Sepp. Bei ins is all's anderst worn, seit daß Du furt bist.“

Und sie erzählte.

Wie der Vater zum Bürgermeister gewählt und wieder abgesetzt wurde, wie das Kind von der Ursula einen Spottnamen hätte kriegen sollen, und wie es jekt einen Prozeß gäbe mit dem Hierangl Kaver. Der Sepp hörte zu und aß nachdenklich weiter.

Wie die Rede auf den Kaver kam, sagte er, der sei alleweil ein Tropf gewesen, ein miserabiler, und er brauche es notwendig, daß man ihm einmal das Kreuz abschlage, und er wolle seinen Urlaub dazu hernehmen und den Kaver umeinander schlagen, daß er am Leben verzagen müsse.

„Dös laßt Du bleib'n!“ sagte die Mutter. „Daß d' ma Du aa no eini kimmt in d' G'schicht'n!“

„Es brauch't it viel,“ meinte der Sepp und reckte sich in den Hüften. „I hab' mit dem Bazi scho amal was g'toa g'habt; i hab'n beim Wirt so dumm an D'n hi'g'schmissen, und bal mir da Zwerger it z'ruckg'halt'n hätt', waar's eahm schlecht ganga.“

„Sei froh, daß 's guat nausganga is! Und dös muacht ma versprech'n, daß D' in Urlaub nig o'fangst damit. Mir waar's g'mua.“

Er gab ihr das Versprechen und sagte, er habe das nicht so gemeint, daß er auf der Stelle zum Hierangl gehen wolle, sondern er hätte gemeint, bloß so, wenn es recht leicht ginge.

„Na, na!“ wiederholte die Mutter. „Du derst eahm gar nig toal Magst it a paar Rudeln? De Dar müass'n Di ja im Mag'n drucka.“

„Es werd besser sei, bal i no a Rudel is,“ sagte Sepp. „Und an Kaffee kunnst D' mi aa macha.“

„Den ko'st hamme. Kriagst D' in da Kasern' aa'r oan?“

„So a braune Brüah geben's ins in da Fruah. Dös hoass'n an Kaffee.“

„De werst oft den'n, daß 's dahoom besser is?“

„De ersät Zeit scho. Nacha g'wöhnt ma si an all's, und Hunger kriagt ma'r aa beim Kasernstoppeln.“

„Bei was?“

„Beim Erzzier'n.“

„Gast D' as recht hart an ganzen Tag?“

„Und bei da Nacht aa. Da hoapt's Posten brenna.“

„San's recht grob mit dir?“

„No, i ko mi net beklag'n. Freili, bal sie oana recht dumm stellt, nacha werd er scho g'schimpft. Aba bei meiner Kumpanie san lauter stramme Teufeln, und bei da Vorstellung san mir weitaus de bessern g'wen.“

Er kam ins Erzählen.

„Dös hätt'st seh'n soll'n, wie ma da aufg'ruckt san. Und z'hammganga is, g'rad nobl! Da Feldwebel hat ins lob'n müass'n, und da Hauptmann hat g'sagt, die junge Mannschaft macht ihre Sache sehr gut, ich bin sehr zufrieden damit, und da Feldwebel hat g'sagt, daß de jungen Grasteufeln viel besser san als wie die alte Blasen. Da hat er aa recht g'habt. Woacht, beim alt'n Jahrgang, da san Leut' dabei, ganz eiskalte. De tean g'rad, was i' mög'n, und bal's eig'sperrt wer'n, dös is dena ganz wurcht.“

„Di hamme's no nia eig'sperrt, Sepp?“

„Na. I laß mi net dawischen.“

„Auf dös derst di aba net verlassen?“

„Ah was! A bissel schlau muach ma sei, nacha geht's scho. Z'nächst bin i um elfi auf d'Nacht im Wirtshaus g'hocht und hab' loa Erlaubnis net g'habt. Auf oamal timt d' Patrouill' daher. An Unteroffizier von der fünften Kumpanie. Wie 'r a vorn bei da Tür eina is, bin i hint' bei da Schenk' ausi. Er nach wie da Teufel, i auch in Hof und übern Bann umi. G'heg'n hat er mi, aber teunt hat er mi net. In der Wirtschaft hat's eahm oana g'hochen, daß der betreffende Soldat vom zwölften Regiment war; bloß d' Kumpanie hat er net o'geb'n konna.“

„Nest hamme's in da Friah bei jeder Kumpanie g'ragt, und hamme g'sagt, der Mann soll sich melden, weil er erkannt worden ist.“

„I bin aba net so dumm g'wen.“

„Bal's di aba rausbracht hätt'n!“

„De bringen nig raus, bal ma schlau is. De hamme g'moant, es war oana von der alten Mannschaft. Da Feldwebel hat g'sagt: Ich weiß schon, das ist die alte Blasen, die glaubt, sie darf sich recht viel Kraut rausnehmen. Aber wenn ich den Betreffenden ansindig mache, den leg' ich fünf Tag auf die Latten, den Herrgottskrament, hat er g'sagt.“

„Der Erst Hans hat hoam g'schrieb'n, daß er si halt gar it ei'g'wöhna ko bei der Militari?“

„Was will denn der sag'n, z'Münka drin? Der müacht erst was spanna, wie's bei uns is. De wissen ja gar nig in da Stadt drin, de Grasteufeln!“

Der Sepp war ein martialischer Soldat und ein treuer Anhänger des zwölften Regiments.

Und seine Mutter hörte ihm aufmerksam zu, während sie die Eier ins sprudelnde Wasser legte.

Da klangen rasche Schritte im Gange, und der Schuller trat ein.

Sein Gesicht verriet eine starke Aufregung, aber keine traurige; seine Augen blühten, um den Mund lag ein freudiges Lachen, und die Stimme klang kräftig, wie schon lange nicht mehr, als er den Sepp begrüßte.

„Bist da? Dös is recht. Da Schurrbart is di g'machsen. Jetzt kannst 'u scho bald aufdrahn.“

„Ja, was hochst denn du?“ rief die Schullerin, „Mir Schleichs net. D, Lumperei kimmt auf!“ Und er hatschte kräftig auf seine Kniee.

„Woast, Sepp, i hon a schlechte Zeit g'habt, aba jetzt geht's wieder besser.“

„D' Muatta hat ma's g'sagt.“

„Dat's da's g'sagt? Woast, sie hätt'n mi ganz schlecht g'macht mit lauter Lug'n, und i waar gar nix mehr g'wen. Awa jetzt is de G'schicht offenbar wor'n.“

„Was hat's denn geben? Erzähl halt amal!“ drängte die Bäuerin.

Und der Schuller erzählte.

Sepp mußte sich wundern über den Vater. Der war immer so ernst und wortfarg gewesen; jetzt redete er haltig, als könne er die Worte nicht schnell genug herausbringen, und schlug mit der Faust auf die Tischplatte oder wischte sich mit dem Armel über die Stirne, weil es ihm heiß wurde vor lauter Lebhaftigkeit.

„Er is ganz anders, wie früherzeiten,“ dachte Sepp.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Vagabund.

Von Octave Mirbeau. Deutsch von E. D. Fangor.

Jean Guenille beschloß nach einem unfruchtbaren Tag, nach Hause zu gehen. . . . Ja, es blieb ihm nichts anderes übrig, als nach Hause zu gehen. Sein Haus nannte er eine Pant am Kai des Antwerpischen Platzes. Er schlief an 'er schon seit zwei Monaten. Die mächtigen Lastenstände, die sich auf ihn herabstürzten, schützten ihn vor den Unbilden der Witterung und waren zugleich ein geschmackvoller Vorhang. Guenille blieb auf den Boulevards neben dem Theater „Baudouille“ stehen und begann über sein Schicksal nachzudenken. Ja, es stand nicht besonders um ihn. Während des ganzen Tages hatte er nur zwei Sous bekommen, und auch die erwiesen sich bei näherer Betrachtung als falsch, also wertlos.

„Wie kann man so einem armen Teufel wie mir eine falsche Münze geben,“ sprach er zu sich selbst; „ist das nicht eine Foppererei? Und wer war es noch dazu? Ein Millionär . . .“

„Und wie lebendig trat vor seine Augen der elegante Herr mit dem schneeigen, steifen Vorhemd, der blauenweißen Krawatte und dem Ebenholzspazierstock mit Goldgriff . . . Jean Guenille zuckte nur gutherzig mit den Achseln.

Eines betrübte ihn nur, nämlich, daß er noch so weit bis nach Hause — zu seiner Kaul nämlich, gehen mußte. Und dieses Haus war ihm teuer. Schon deshalb, weil er dort Ruhe hatte und von niemand belästigt wurde. Die Polizisten kannten ihn und ließen ihn aus Erbarmen in Ruhe.

„Der Teufel soll den heutigen Tag holen,“ murmelte er unwillig. „Schon seit drei Wochen hatte ich keinen so elenden Tag. Offen gestanden habe ich kein Glück. . . . Der Teufel soll diese Engländer holen!“

Er machte sich auf den Weg, in der Hoffnung, einem barmherzigen Lord oder einem spontanen Trunkenbold zu begegnen, der ihm zwei Sous auf Brot geben würde. Zwei Sous, zwei wirkliche Sous, . . . das ist doch nichts besonderes — beileibe kein Vermögen,“ sprach er, langsam sich dahinschleppend. Er war schon sehr müde und die Krankheit, an der er seit Jahren litt, plagte ihn gerade an diesem Tage ganz besonders.

Er ging schon mehr als eine Viertelstunde und verlor immer mehr die Hoffnung, einem barmherzigen Herrn zu begegnen. Da veripürte er plötzlich etwas Weiches unter den Füßen. Zuerst dachte er, es sei Straßensot, dann aber kam es ihm in Sinn, es könnte etwas Eßbares sein. Wer weiß? Der Zufall ist zwar den Bettlern und Veritophenen nie besonders hold und bereitet ihnen nur selten angenehme Ueberraschungen, aber sogar Jean Guenille passierte es eines Tags, daß er ein herrliches, großes Stück Hammelfleisch, das wahrscheinlich von einem Wagen heruntergefallen war, auf der Straße fand. Das, worauf er jetzt getreten war, hatte zwar keine so großen Dimensionen, aber es konnte ganz gut ein Stück Leber oder ein Kalbsherz sein. „Man muß schauen,“ sagte Guenille und bückte sich, um den gefundenen Gegenstand aufzuheben.

„Ach, schade! Nichts Eßbares. Ich habe heute kein Glück.“

Auf der Straße war es leer. Nicht einmal ein patrouillierender Polizeimann war zu sehen.

Guenille trat an die Straßenlaterne heran, um seine Beute näher prüfen zu können.

„Ach, zum Teufel!“ schrie er laut auf. Der gefundene Gegenstand war eine schwarze Geldbörse mit silbernem Rand. Guenille öffnete sie und schaute hinein: in einem Fach befand sich ein mit Nadeln zusammengeheftetes Päckchen Tausendfranknoten.

„Na, so was! . . . Und wenn man so bedenk, daß es Leute gibt, die in den Taschen solche Börsen und in diesen Börsen Tausende von Franks herumtragen . . . Ist das eine Gerechtigkeit?“

Er blühte in das andere Fach. Keine Photographie, keine Visitenkarte, kein Brief war zu finden, der auf den Eigentümer dieses Vermögens hindeuten würde.

Guenille schloß die Börse.

„Zum Teufel,“ sprach er zu sich selbst. „Das habe ich noch gebraucht. Jetzt muß ich damit zum Polizeikommissär gehen und bin schon so müde, daß ich kaum die Füße hinter mir schleppen. Nein, wahrhaftig, ich habe heut kein Glück.“

Auf den Straßen wurde es immer öder. Kein Passant, kein Polizeimann war weit und breit zu sehen. Jean Guenille schleppte sich mühselig auf das nächstgelegene Polizeikommissariat.

Anfangs wollte man ihn zum Kommissär nicht vorlassen. Die Polizisten hielten ihn, seiner Kleidung nach, für einen Strolch und wollten ihn sofort in Arrest setzen. Nur durch inständiges Bitten gelang es ihm endlich, sich die Vorlassung zum Kommissär zu erwirken.

„Herr Kommissär,“ sagte Guenille mit einer Verbeugung, „ich habe Ihnen etwas gebracht, das ich soeben unter den Füßen gefunden habe.“

„Was denn?“ fragte der Kommissär.

Der Beamte öffnete die Börse und rief vor grenzenlosem Erstaunen weit seine Augen auf.

„Hier ist ja doch . . . hier sind ja 10 000 Frank! . . .“ sprach er mit erregter Stimme.

Jean Guenille schaute ihn, ruhig wie vorher, an.

„Nicht wahr,“ sagte er, „wenn man so bedenk, daß es Leute gibt, die soviel Geld haben, daß sie 10 000 Frank im Portemonnaie herumtragen — sagen Sie selbst, Herr Kommissär, ist das gerecht?“

Der Kommissär schaute den Bettler prüfend an und in seinen Augen spiegelte sich eher Staunen als Bewunderung. „Und Sie haben das gefunden? . . . Da sind Sie ja geradezu ein Held. . . . Ja, ohne Zweifel, Sie sind ein Held.“

„Aber Herr Kommissär!“

„Ja, ja, Sie sind ein Held, ich wiederhole es noch einmal. Sie hätten ja ebenjagut . . . Mit einem Wort: es ist eine bewunderungswürdige Tat, eine Heldentat. . . . Anders kann man das nicht nennen. . . . Eure brave Gesinnung muß belohnt werden. Wie heißen Sie?“

„Jean Guenille, Herr Kommissär.“

Der Beamte schaute sinnend gegen die berühmte Dede seines Kabinetts.

„Und Guenille“) heißt er noch dazu. . . . Wirklich merkwürdig. . . . Das ist ja wie in einem Roman. . . . Was ist Ihre Beschäftigung?“

„In meinem Unglück habe ich keine,“ antwortete der Bettler.

„Wie, Sie haben keine Beschäftigung? Sie besitzen also Kapital?“

„Ich lebe von Almosen. Ein trauriges Leben, Herr Kommissär.“

„Zum Teufel, das kann die ganze Geschichte verpayen,“ murmelte der Beamte zu sich und setzte schon weniger begeistert fort.

„Sie sind also Bettler?“

„Ja, Herr Kommissär.“

„Om! . . . hm!“ . . .

Der Kommissär schweig einen Moment nachdenklich.

„Und Ihr Aufenthaltsort?“ begann er wieder zu fragen.

„Ich habe keinen,“ erwiderte Guenille verzweifelt.

„Alles sehr recht, mein Vetter. . . . Das hat aber nichts zur Sache. . . . Sie haben keine Wohnstätte, sind unterstandlos, müssen also dem Gesetze nach bestraft werden. Daß Sie das gefundene Geld abgeliefert haben, ist unzweifelhaft heroisch. . . . Sie sind ein Held. . . . Ich wiederhole es nochmals. . . . gleichzeitig aber sind Sie ein Bettler. . . . Ja, ja. Für Gelden gibt es keine Paragrafen, für Bettler aber ja. . . . Und ich muß nach dem Gesetze vorgehen. Es tut mir sehr leid. Ihre Tat ist bewunderungswürdig, aber was kann ich tun? Gesetz ist Gesetz, und es muß befolgt werden. . . .“

Nachdenklich drehte der Kommissär die Börse in den Händen.

„In der Tat. . . . An Ihrer Stelle würden nicht viele das gefundene Geld zurückerstatten haben. . . . Ich gebe es zu. . . . Ich will damit nicht gesagt haben, daß Ihr Vorgehen unklug war. . . . im Gegenteil. . . . Ihre Tat war sehr schön und verdient belohnt zu werden. . . . Sie werden natürlich Finderlohn erhalten. . . . vorausgesetzt natürlich, daß sich der Eigentümer meldet. . . . Mindestens fünf Frank wird man Ihnen geben. . . . Das ist alles recht schön, besagt aber noch nicht, daß Sie berechtigt sind, keine Wohnstätte zu haben. Verstehen Sie mich nur recht, Jean Guenille — nirgends, weder im Paragrafenbodez, noch in irgend einem anderen Gesetzbuch gibt es einen Passus, der vorschreiben würde, Geldbörsen mit 10 000 Frank auf der Straße zu finden — dafür gibt es aber einen Paragrafen, der jedermann verpflichtet, eine Wohnstätte zu

*) Lumpen.

haben. Ich versichere Sie, daß es für Sie besser wäre, Sie hätten statt dieser Bärse einen Unterstand gefunden."

"Was soll ich also tun?" fragte Jean Guenille.

"Sie werden," antwortete der Kommissär, "also, Sie müssen diese Nacht hier auf der Wachtstube verbringen und morgen wird man Sie dem Gerichte übergeben."

Er lautete. Zwei Polizisten traten ein. Der Kommissär gab ihnen ein Zeichen. Jean Guenille marmelte aber, als man ihn abführte: "Ich habe es ja gesagt, daß ich heute kein Glück habe!"

Neue Jugendschriften.

Jeder Parteigenosse wird seinen Kindern zum Weihnachtsfeste am liebsten ein Buch reichen, das aus dem Geiste unserer Weltanschauung entsprungen ist. Wir begrüßen daher mit besonderer Freude jeden Versuch literarischen Schaffens auf dem Gebiete der Jugendliteratur, der aus dem Kreise der Partei selbst hervorgeht. Als der bedeutendste muß einstweilen noch das im Jahre 1906 erschienene "Weihnachtsbuch der Gleichheit" gelten, das für verschiedene Altersstufen ein vielseitiges und zum Teil sehr wertvolles Material bietet. Im vorigen Jahre legte dann Jürgen Brand sein köstliches "Menbrood" auf den Weihnachtstisch, und nun kommt aus der Arbeiterschaft einer, der dem Nachwuchs seiner Klasse die sozialistische Ideen- und Gefühlswelt dichterisch nahe bringt. Robert Grösch führt in seinem Büchlein "Naudes Lustreise und andere Wunderlichkeiten" (zeichnerische Ausstattung von Robert Langhein, Verlag Kadon u. Co., Dresden, geb. 1 M.) uns zwölf kleine Geschichten vor, die in der modernen Arbeiterklasse lebende Gefühlswerte und Ideale erheben wollen (die vier fleißigen Arbeitsfinger, die groben Hände, der Eisenstesser) oder die Faulheit, die Verschwendung, den Hochmut der Reichen geißeln (wie die lustige Geschichte vom reichen Dyckerpott und seinem Vater Murr). Am umfangreichsten ist die allegorische Erzählung von den Garmuntzwergen, bei denen sich nach siegreichem Kampfe mit einem Nachbarstätervolf die Heerführer zu Herren des Landes und gesamten Besitzes aufwerfen; das geknechtete Volk erringt aber nach dem blutigen Opfertode des Führers den Sieg und jagt die Unterdrücker zum Lande hinaus. Alle diese schon einem Kinde von acht bis neun Jahren leicht verständlichen unterhaltenden Geschichten werden mit Freude gelesen werden, und die unausdringliche Art, mit der die Werte des Lebens ins rechte Licht gerückt sind, wird erziehen helfen zu Arbeitsfähigkeit, Gemeinschaftsgefühl und Kunstfreude.

Von anderen neuen Jugendbüchern möchte ich an erster Stelle nennen "Nordische Volks- und Hausmärchen", gesammelt von Asbjörnsen und Jörgen Roe, ausgewählt und herausgegeben von Hjörn Björnson, deutsch von Pauline Kläber, drei Bände, 1. mit Zeichnungen von Berenskjöld, 2. und 3. mit Zeichnungen von Kitzelsen und Otto Sinding. (Jedes Heft 2,25 M., alle drei 6 M. Verlag A. Langen, München.) Diese Märchen sind in der uns durch ihren seltsamen Zauber fesselnden, einsamen Berg- und Inselwelt Norwegens entstanden, gestaltet von einem harten, edigen und zugleich verträumten Volke, und zeigen auch da, wo wir in ihnen die uraltertrauten Züge finden, viel Eigenartiges. Bald nach dem Erscheinen der ersten Ausgabe in Kristiania wurden sie ins Deutsche übersetzt (Berlin 1847, mit einem Vorworte Ludwig Tiecks). Der Münchener Verlag bringt nun in den drei Bänden eine Volksausgabe, die dem deutschen Hause sehr willkommen sein dürfte. Die Auswahl der Märchen ist abwechslungsreich, die Darstellung knapp und bezeichnend, die Ausstattung musterzünftig. Die Zeichnungen der nordischen Künstler sind vorzüglich, und ich wüßte nicht ein ähnliches gut illustriertes Märchenbuch zu nennen; schlicht und leicht verständlich fügen sie sich dem Charakter der Erzählung ein, sind bald lieblich-innig, bald jähwetterlich-gruselig, und was ihnen noch einen besonderen Reiz verleiht: jedes Landschaftsbild, jedes Bauernhaus, jedes Gerät und auch eine Anzahl Gestalten und Köpfer erinnern an das Land, aus dem die Märchen stammen. Man darf diesen Versuch der Einbürgerung nordischen Volksgutes bei uns als glänzend gelungen bezeichnen, und man empfindet den Wunsch, daß auch die Märchensätze anderer Völker in ähnlicher Weise zugänglich gemacht werden.

Oskar Dähnhardts "Naturgeschichtliche Volksmärchen" (3. Auflage, Leipzig, Teubner, 1909, 2 Bände a 2,40 M.) bieten schöne Beispiele der dichtenden Volkspoesie. Mitgeds erkennt man den Einfluß, den das Zusammenleben mit der Natur auf die Sagenbildung ausübt, so deutlich, wie bei den naturgeschichtlichen Sagen und Märchen, d. h. solchen, die die Natur in ihren einzelnen Erscheinungsformen erklären wollen, indem sie deren Entstehung oder Eigenart aus märchenhaften Begebenheiten ableiten. Wie die Rätsel der Schöpfung sich in unermeßlicher Fülle der Menschheit darbieten, so gibt auch die Menschheit in unermeßlicher Fülle ihre Antworten, verschieden zu verschiedenen Zeiten und Orten, aber immer mit dem gleichen Drange, das ewige Warum in poetischer Weise zu ergänzen. (Vorwort.) Aus der ungeheuren Menge solcher Märchen hat der Verfasser einen Bruchteil ausgewählt, der, in der Neuauflage um das Doppelte vermehrt und mit reichem Bilder Schmuck versehen, vor allem der Jugend dienen soll. Die Sammlung erfüllt diesen Zweck durch Inhalt und Ausstattung vortrefflich. Daneben aber ist der Sammlung ein all-

gemeineres Interesse zuzuerkennen: die Idee der Naturdeutung verbindet wie ein gemeinsames Band die ganze Menschheit, und diese Besonderheit der naturgeschichtlichen Märchen regt zum Nachdenken über die Geistesart der Völker an. So wird jeder Freund des Volklore (Volkstunde) das Buch gern in die Hand nehmen, wird freilich auch Auskunft über den Ursprung der mitgeteilten Stücke wünschen. Die Angaben unter dem Titel der Märchen sind unvollständig und ungleichmäßig und das Quellenverzeichnis am Schluß ist zu allgemein. Bei der neuen Auflage empfiehlt sich Beglaffung der Angaben beim Titel, dagegen wären jedem der besprochenen Werke die Ziffern der daraus entnommenen Märchen beizufügen.

Der Verlag Schaffstein hat fünf neue Bändchen seiner "Volksbücher für die Jugend" herausgegeben (jeder Band 1,30-1,50 M.). Zwei davon bringen wieder alteutsche Erzählungen "Aus deutschen Volksbüchern"; diesmal sind es "Die schöne Magelona" (Bd. 68), "Eine schreckliche Geschichte von Robert dem Teufel" (Bd. 69); von Guido Höller nach alten Quellen erzählt ist "Von Iosen und einfältigen Leuten" (Bd. 66), eine Sammlung von Schwänken aus dem 16. Jahrhundert, die besonders freudig aufgenommen werden wird, da das kulturelle Element, das in den Schwänken steckt, sie zu einer heiter sprudelnden Quelle geschichtlicher Anschauungen macht.

Das wichtigste der neuen Bändchen ist der zweite Band von Franz Dichtenbergers "Allerlei vom Leben der Pflanzen" (Bd. 70). Hier wird in der glücklichsten Weise die Aufgabe gelöst, dem Kinde, das die umgebende Natur beobachtet und über ihre Rätsel Auskunft heischt, aber nicht so glücklich ist, von einem älteren Freunde Belehrung zu erhalten, solche in einer Form zu bieten, die mit Vergnügen und Verständnis genossen wird. Für Dichtenberger sind die Kinder "seine guten Kameraden", und er plaudert mit ihnen über die äußere Erscheinung der Pflanze, ihre Teile, ihr Werden, Blühen, Fruchttragen und Vergehen, ohne je zu ermüden. Auch die Eltern werden ein solches Buch mit Nutzen in die Hand nehmen und daraus lernen, wie sie die Kinder anregen und auf ihre wihbegierigen Fragen die rechte Antwort finden können.

Nicht recht verständlich ist die Aufnahme von Edward Märkes "Rozart auf der Reise nach Prag" (Bd. 67) in die Sammlung, denn der künstlerische und kulturhistorische Wert dieser Erzählung ist erst dem reiferen Alter zugänglich; zudem liegt sie in handlicher Form und gutem Druck für 20 Pf. in den Wiesbadener Volksbüchern vor.

E. H.

(Nachdruck verboten.)

Die Necklust in der Tierwelt.

Von Dr. Th. Zell.

Da fast alle Tiere, wenigstens in der Jugend, sehr zum Spielen aufgelegt sind, da ferner List und Verstellung im Tierreiche weit verbreitet sind, so sollte man meinen, daß auch die Necklust in der Tierwelt häufig anzutreffen sei. Wir verstehen dabei unter Necklust die mit List verbundene Neigung, einem Mitgeschöpfe irgend ein unangenehmes Gefühl, insbesondere Furcht, Schmerz und Werg, und zwar lediglich aus Freude über diesen Schabernack, zuzufügen. In Wirklichkeit sind aber necklustige Geschöpfe nur selten. Am meisten ist es mir aufgefallen, daß während beispielsweise die Affen fast immer zu neckischen Streichen aufgelegt sind, unser Hund hierzu gar nicht neigt.

Uns Menschen kann es ja nur angenehm sein, daß der Hund nicht zum Schabernack aufgelegt ist. Schon jetzt erschallen überall laute Beschwerden über die Hundpein, unter der die Menschheit zu leiden hat. Und selbst der Hundfreund wird ohne weiteres zugestehen müssen, daß das Halten von Hunden in großen Städten für die Mitmenschen mancherlei Beschwerverlichkeiten mit sich bringt.

Wer könnte sich aber überhaupt noch einen Hund halten, wenn sich dieser einen Spaß daraus machte, Sorübergehenden einen Schreck einzujagen? Fast alle Katzenarten haben die Neigung, schwächere Geschöpfe zu necken, und da sowohl Hund wie Katze von Hause aus Raubtiere sind, so ist es wirklich ein Glück, daß sich große Hunde kein Vergnügen daraus machen, Menschen, insbesondere Kinder, zu necken.

Gerade bei gezähmten tagenartigen Raubtieren wird häufig betont, daß ihre Necklust dem Besitzer sehr beschwerlich fällt. So hatte Brehm eine junge Löwin, die sonst sehr zahm war, aber, wie er berichtet, die meisten Tiere mit dem größten Liebermude behandelte und sie auf jede Weise neckte und ängstigte. Ein einziges Tier verstand es, sie zu bändigen. Dies war ein Marabu, welcher, als beide Tiere sich kennen lernten, ihr mit seinem gewaltigen Reißzahn zu Leibe ging und sie derart abprügelte, daß sie ihm, wenn auch nach langem Kampfe, den Sieg zugestehen mußte. Oft machte sie sich das Vergnügen, nach Katzenart auf den Boden sich zu legen und einen von Brehms Freunden auf das Korn zu nehmen, über welchen sie dann plötzlich herfiel wie eine Katze über die Maus, aber bloß in der Absicht, um die Freunde ihres Herrn zu necken.

Diese Necklust können wir manchmal auch an unseren Haus- tagen beobachten, die schwächeren Geschöpfen, z. B. Hühnern, in mancherlei Art und Weise gern einen Schreck einjagen.

Ueber die Necklust der Affen ließen sich wohl ganze Bände schreiben. Einem Zuschauer den Gut fortnehmen und damit flüchten,

gewährt wohl jedem Affen große Freude. Selbst die so ernstesten Schimpansen und Orang-Utans sind einem Schabernacke nicht abgeneigt, wovon ich mich wiederholentlich überzeugt habe. Es ist daher vollkommen glaubwürdig, was ein Naturforscher von seinem gefangenen Schimpansen berichtete. Vogel, schreibt er, lassen ihn gleichgültig, falls sie nicht in besonders naher Beziehung zu seinem Gebieter stehen und dadurch seine Teilnahme erregen. In seinem Zimmer befindet sich ein Graupapagei, mit welchem er sich stets zu schaffen macht. So furchtsam er selbst ist, so kann er es doch nicht unterlassen, diesen zu ängstigen. Leise schleicht er an das Bauer heran, hebt plötzlich eine Hand hoch und tut, als ob er seinen Gefährten erschrecken sollte. Dieser aber ist viel zu sehr an ihn gewöhnt, als daß er sich fürchten sollte, und hat für den Schimpansen ergötzlicher Weise nur ein verbietendes „Pst! Pst!“, welches er seinem Herrn abgeläuscht, zur Antwort.

Die Jugend ist am meisten zum Spielen und zum Reden aufgelegt. Deshalb ist es ganz einleuchtend, daß bei freilebenden Affenherden ganz besonders die Jungen allerlei Streiche vollführen. So sollen nach dem vortrefflichen Afrikanreisenden Leuglin bei den Ravianherden die possierlichen Jungen die alten brummigen Männchen an den Schwänzen zausen und dafür von den ergrimten Alten gehörig mauschellert werden. Wer muß da nicht an Mag und Moritz im Affenlande denken? Es ist jammer schade, daß wir über das Freileben der Affen so furchtbar wenig wissen, und daß das wenige, was wir davon erfahren, den inständigen Wunsch in uns erweckt, noch weiteres davon zu hören.

Auch junge Pferde sind neckstugig. So sah ich öfter Küllen, die den Besuchern den Gut vom Kopfe zu nehmen suchten. Später vergeht den Pferden bei ihrer schwerer Arbeit die Neckstugigkeit. Einen Fall von Neckerie bei einem Pferde, den Scheitlin berichtet, betrifft, wie es nicht anders zu erwarten ist, ein junges Tier. Ein junges Pferd, schreibt er, rannte in einem langen, schmalen Alpental einem Trüppchen Reisender nach, d. h. es ließ sie zuerst ungehindert vorbeigehen, dann galoppierte es ihnen nach bis auf einen einzigen Schritt vor sie hin, stand dann plötzlich still und sah sie an. Dann rannte es wieder zurück, tat, als ob es weiden wollte, kam dann wieder herangesprengt, und so nedte es sie vier- oder fünfmal zu deren nicht geringer Furcht. Es trieb offenbar reinen Mutwillen, wie ihn ein Mensch treibt, welcher sich überlegen fühlt. Als die Reisenden endlich über eine als Heide dienende Mauer gestiegen waren, rannte es an dieser mehrmals auf und ab, um eine Stelle zum Hinaufspringen zu finden, um sie noch weiter zu nedden. Da es keine fand, sprengte es wieder lustig auf seine alte Weidestelle zurück.

Am neckstugigsten von allen unseren Haustieren ist unzweifelhaft die Ziege. Es gewährt ihnen ein außerordentliches Vergnügen, den Menschen einen Posten zu spielen. Am meisten haben darunter die armen Ziegenhirten zu leiden. Das Erlebnis eines Reisenden mit Ziegen in Spanien möchte ich dem geneigten Leser nicht vorenthalten. Glauben Sie mir — schreibt er in seinem Berichte —, sagte mir ein andalusischer Ziegenhirt, wenn ich sonst wollte, über meine beiden Leitziegen könnte ich mich totärgeral! Sie tun sicherlich niemals das, was ich will, sondern regelmäßig das gerade Gegenteil, und ich muß sie gewähren lassen! Sie dürsten überzeugt sein, daß ich heute hier nicht weiden wollte, wo Sie mich gefunden haben. Aber meine Ziegen wollten hier weiden, und ich mußte folgen. Nicht einmal mein Hund kann mit ihnen fertig werden. Wollte ich sie behen: sie führten meine ganze Herde in das Verderben. Da sehen Sie selbst! Bei diesen Worten zeigte der gute Mann auf die beiden bösen Lockhuten der frommen, dünnen Schafe, welche soeben eine der gefährlichsten Felsenklippen erstiegen hatten und der Herde freundlich zuzuredeten, zu diesem Punkte, welcher sicherlich eine schöne Aussicht versprach, aufzusteigen. Der Hund wurde abgefangt, um die Störrißen herabzuholen; doch dies war keine so leichte Aufgabe. Zuerst zogen sich die beiden Böde auf die höchste Spitze des Grates zurück, und Chizo, welcher ihnen folgen sollte, gab sich vergebliche Mühe, da hinauf und ihnen nachzuklettern. Der treue Diener des entrüsteten Hirten rutschte beständig von den glatten Felsen herab; sein Eifer wurde dadurch aber nur angereizt, und weiter und weiter kletterte er empor. Niemand begrüßte ihn die Ziegen, bellend antwortete der Hund, dessen Zorn sich mehr und mehr steigerte. Endlich glaubte er, die Frevler erreicht zu haben. Aber nein — sie setzten mit einem ebenso zierlichen als geschickten Sprunge über ihn weg und standen zwei Minuten später auf einem anderen Felszaden, dort das alte Spiel von neuem beginnend. Die Schafherde hatte sich mittlerweile so vollständig in die Felsen eingewirt und lief mit solcher Todesverachtung auf den schmalen Stegen dahin, daß dem Hirten und auch dem Reisenden vom bloßen Zusehen bange wurde. Nüchternlich rief jener den Hund zurück, und befriedigt nahmen die Ziegen dies wahr. Augenblicklich stellten sie sich wieder als Leiter der Herde auf und führten dieselbe nach Verlauf von einer reichlichen halben Stunde, ohne eines der tapferen Häupter zu gefährden, aus dem Felsenwirrwahl glücklich heraus.

Wie die Raubtiere, so sind ganz besonders die Raubbögel zum Reden aufgelegt. In einer Jägerzeitung berichtete kürzlich ein Grünroß ein Erlebnis bei einer Auerhahnjagd, daß sich im Harze zugetragen hat. Ein Auerhahn balzte eifrig, d. h. er trug sein Minnelied vor, bei dem der sonst so schieue Gefelle so welterschräkt zu sein pflegt, daß ihn der Jäger befürchten kann. Plötzlich kam ein Habicht angeflogen und machte sich einen Spaß daraus, den Auer-

hahn vom Afte hinabzuflößen. An diesem Berichte fällt mir auch auf, daß der Habicht schon auf den Weiden war, während der Auerhahn balzte. Sonst ist die Neckstugigkeit der Raubbögel so oft beobachtet worden, daß hieran nicht gut gezweifelt werden kann. Besonders auffällig ist hierbei, daß Raubbögel gern solche Tiere nedden, die sie nicht überwältigen können. Das ist auch in diesem Falle zutreffend, denn der Habicht kann zwar die um vieles kleinere Auerhahne schlagen, aber mit dem Auerhahn schwerlich fertig werden. Der Sperber, der eigentlich eine Miniaturausgabe des Habichts ist, da er nur Laubengröße besitzt, hat genau dieselbe Eigentümlichkeit, größere Tiere, die er nicht bezwingen kann, zu nedden, z. B. Haushühner oder Hasen.

Aus vorstehendem ersehen wir, daß Neckstugigkeit in der Tierwelt wohl vorkommt, aber viel seltener, als man annehmen sollte. Am auffallendsten bleibt wohl die Erscheinung, daß, während der Affe der geborene Schabernackspieler ist, unser Hund gar nicht zum Reden aufgelegt ist.

Kleines feuilleton.

Völkertunde.

Von der deutschen Südsee-Expedition Thurnwald. Dr. Thurnwald vom Berliner Museum für Völkertunde, der seit nunmehr zwei Jahren mit völkert- und sprachkundlichen Forschungen in Deutsch-Neuguinea und den benachbarten Inselgruppen beschäftigt ist, hat an den Herausgeber der „Allgemeinen wissenschaftlichen Berichte“ unter dem Datum „Ende August 1908“ aus Suva, dem Hauptort der in deutschem Besitz befindlichen Insel Bougainville, einen Bericht über seine letzten Reisen gesandt. Der Brief lautet folgendermaßen:

Seit April dieses Jahres halte ich mich in Vain auf und habe dort wiederholt Waidwanderungen unternommen. Die letzte, welche ich, wie alle vorangegangenen auf Bougainville, ohne Bedeckung allein mit einem Führer, drei Trägern und drei halbwüchsigen Hausjungen unternahm, brachte mich nach dem Westen der Landschaft Suva, nach Derebere, in eine Gegend, die von Weißen bisher noch nicht betreten wurde. Wohin ich kam, wurde meine Ankunft durch Trommelsignale angezeigt, und in kurzer Zeit war dann immer die ganze waffenfähige Mannschaft des Gauses mit ihren Speeren, Äggen, Pfeil und Bogen versammelt. So bewegte ich mich immer in Umgebung von 50 bis 60 Bewaffneten. In jedem Gau sind große Hallen der Dorf- und Gauhäuptlinge errichtet, die gleichzeitig Totalschlichtstimmer darstellen. Hier deponiert man die Schädel der Erschlagenen und die Keulen und Speere, mit denen man die Tat vollbracht hat, als Trophäen. Jede Halle besitzt wenigstens einen Schädel eines Mannes, der bei der Einweihung des Gauses erschlagen wurde und dessen Schädel und Knochen dann als Ziel für ein Scheibenschießen mit Speeren und Pfeilen dienen. In einigen Häusern sah ich 20 bis 30 Schädel. In einer Halle waren auch vor dem Hauptposten auf einem abgestorbenen Baum Schädel aufgestellt, und auf einem Pult dahinter lagen ebenfalls solche und ebenso unter dem Dach, zusammen ungefähr 60. Diese führten zum Teil von dem Ergebnis der Kämpfe mit einem Nachbargau her. Diese Kämpfe hatten aus einer Liebes- und Zaubergegeschichte ihren Anfang genommen. Ein großer Häuptling hatte eine Jugendgespielin, welche er schließlich auch heiratete; aber der Häuptling eines anderen Gauses hatte ihr auch nachgestellt, und da er zurückgewiesen worden war, ihr ein Zauberkraut gelegt. Ueber dies war sie, ohne daß sie es wußte, hinübergeschritten. Er aber hatte es heimlich weggeholt und dabei gepflanzt. Als sie nun ein Kind bekam, pflückte er ein Blatt davon und warf es weg. Dann starb das Kind. Und jedesmal, wenn sie ein Kind hatte, tat er dasselbe, und das Kind mußte sterben. So starben alle ihre Kinder. Darüber erbost, begann der große Häuptling die Kämpfe, die sich jahrelang hinzogen. Inzwischen war der Zauberer gestorben. Mein Erscheinen sollte benutzt werden, um wieder Frieden zu stiften. So zog ich in Begleitung eines Gauheeres von 50—60 Mann in den vorher bekämpften Gau. Als wir dort angekommen waren und auf der Trommel der Häuptlingshalle unser Erscheinen bekannt gegeben hatten, erwarteten wir die Leute des Gauses. Aber diese glaubten, die anderen seien wieder gekommen, um zu kämpfen, und wußten nicht, daß ein Weißer mitgelommen war. So überfielen sie uns plötzlich durch einen Speerangriff. Auch unsere Partei eilte jetzt an die Waffen, und einen Augenblick lang schien ein Kampf unvermeidlich. Um die Angreifer über unsere guten Absichten außer Zweifel zu setzen, zeigte ich mich und ging ihnen entgegen. Zwar dauerte es noch eine Weile, bis sie die Situation begriffen hatten. Dann schlug aber die kriegerische Erregung in Freude um, und es wurde eine Friedensbeteilung gefaßt.

Suva ist der Mittelpunkt einer eigenartigen Kultur, welche die ganze südliche Hälfte von Bougainville und zum Teil auch die nördliche beherrscht. Ihre Wurzeln weisen aber nach dem Gebiet der englischen Salomonen, besonders nach Nubiana. Sprachlich gehört das in Suva gesprochene Idiom zu einer Gruppe, die südlich von Kaiserin-Augusta-Bai beginnt und an der Küstenlinie von Westen über Süden bis nach Osten, nördlich bis Numunuma reicht und auch die im Innern befindlichen Gebirgsströme umfaßt.